



Das letzte Hemd neu denken

**Gestaltung klammert meist die finale Lebensphase aus.
Die Designforscherin Bitten Stetter untersucht, warum das
so ist – und wie es sich ändern lässt.**

Text:

Claudia Schmid

Foto:

Mina Monsef

Als Bitten Stetter vor fünf Jahren ihre Mutter in einem Hospiz beim Sterben begleitete, realisierte sie, dass die Gestaltung am Ende des Lebens kaum eine Rolle spielt. «Nicht nur als Designerin, auch als betroffene Angehörige konnte ich es kaum fassen, wie wenige funktionale, schöne und sinnstiftende Dinge es beim Lebensende gibt. Dabei wird dieses greifbarer und weniger beängstigend, wenn wir es bewusst gestalten», sagt die Modedesignerin.

Stetter beschäftigt sich seit dem Tod der Mutter mit der materiellen Kultur am Lebensende, derzeit schreibt sie ihre designanthropologische Dissertation «Sterbedinge». Am Stadtspital Waid in Zürich absolvierte sie Hospitanten und Kurse in der palliativen Pflege, seit 2018 ist sie regelmässig als Feldforscherin dort. Daneben leitet sie an der Zürcher Hochschule der Künste die Forschung zu «Trends & Identity» und in dieser Fachrichtung den Masterlehrgang. Parallel dazu ist sie beim Forschungsprojekt «Sterbedinge» involviert. Die Kooperation zwischen der Berner Fachhochschule (**Hochschule der Künste Bern** und Departement Gesundheit) und der Zürcher Hochschule der Künste startete letztes Jahr. Dabei untersuchen neun Forschende mit Expertisen aus Pflegeforschung, Designforschung, Kulturwissenschaft oder Religionssoziologie die letzte Lebensphase von unheilbar Kranken. Im März brachte eine Online-Tagung erstmals die unterschiedlichen Perspektiven zusammen.

Der Grund für die gestalterische Vernachlässigung des Sterbens sei historisch bedingt, sagt Stetter. «Wir haben es ausgelagert – vom eigenen Haus in die Spitäler.» Schnabellassen, einst fixer Teil von Porzellanserien für die Betreuung Kranker zu Hause, beweisen dies eindrücklich. Heute findet man sie nur noch im Pflegefachhandel. Natürlich, betont die 48-Jährige, sei es unmöglich zu ver-

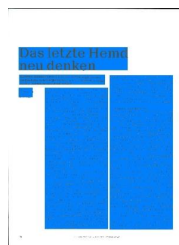
langen, dass alle Spitäler bunt und fröhlich seien. Die Sensibilität für Gestaltung aber könne helfen. «Die meisten Produkte im Spital sind uniform, seelenlos, zweckorientiert und haben einen Anspruch auf Stapelbarkeit und Hygiene. Die Ästhetik ist dabei ausgeklammert. Dabei ist sie etwas Selbstverständliches und ein Mittel der Kommunikation mit der Umwelt.» Das ganze Leben ist heute durchdesign – von zahllosen Babyprodukten zu Beginn des Lebens bis hin zu seinem Ende im nachhaltigen Sarg. Produkte für die letzte Lebensphase dagegen sind so gut wie inexistent, abgesehen von Sterbeliteratur, Podcasts oder Spielen zum Thema Sterben.

Bezüglich der Kommunikation über das letzte Stück des Lebens stellt Bitten Stetter allerdings eine Veränderung fest. So gibt es in den sozialen Medien junge Leute, die ohne Tabus ihre unheilbaren Krankheiten dokumentieren. Mit der Enttabuisierung von Sterben und Tod beschäftigt sich auch die globale Bewegung «Death Positive Movement». Davon zeugt das schweizweit erste «Hallo Tod»-Festival, das Ende Mai in Zürich stattgefunden hat. Dem Thema wurde dort mit Kunst, Design oder Lesungen begegnet.

Improvisation am Sterbebett

Die Forscherin erinnert daran, dass in der Schweiz viele Menschen an einer chronischen Krankheit im Spital sterben – und dass es in den nächsten Jahren noch mehr werden: Die geburtenstarken Jahrgänge der 1940er- und 1950er-Jahre sind grösstenteils im Pensionsalter. Nicht zuletzt scheint es ihr auch dringlich, sich in Pandemiezeiten mehr mit dem Thema Sterben zu beschäftigen.

Bei ihren Einsätzen auf der Palliativabteilung im Waid-Spital stellte sie fest, dass Pflegende stets improvisieren, weil es keine passenden Produkte gibt. So verwenden sie Babycremes, eine «Toffifee»-Verpackung dient zur Herstellung von Eislutschbonbons, ein Tablettenbecher wird zum Raumbedufter. Per Zufall fand Stetter eine magnetische



Steckdose, die im Spital zum Einsatz kam, perfekt für die Patientinnen und Patienten, um das Handy aufzuladen.

Die meisten Objekte richten sich nicht an die Kranken, sondern an die Pflege oder die Angehörigen. Wie der Nachttisch: Er verliert bei fortschreitender Krankheit seine Funktion und dient nicht mehr den Patienten, sondern anderen als Ablage. Ein Beispiel ist auch das Spitalhemd. Die «Uniform der Kranken» ist so entworfen, dass sich der funktionale Anspruch nicht an die Trägerin richtet, sondern an jene, die sie pflegen. Die Beschreibung eines Pflegebedarfs-Anbieters macht das unmissverständlich klar: «Durch das offene Rückenteil mit praktischen Bindeverschlüssen im Nacken- und Hüftbereich wird Pflegezeit eingespart (...).» Fakt ist, dass sich ein Hemd von einer kranken Person von hinten nicht selbstständig schliessen und öffnen lässt. Das Hemd habe den Charakter einer «Zwangsjacke der Fürsorge», sagt Stetter. Allerdings stellt sie nach Gesprächen mit Patientinnen die These in den Raum, dass diese Jacke auch heilende Kräfte entwickeln könne, weil man sie schnellstmöglich wieder ablegen möchte.

Das gleiche Muster, die gleiche Form, und das stets gleiche Material – das Pflegehemd ist normiert, obschon sich Situationen wie Krebs oder Schlaganfall fundamental unterscheiden. «Ich verstehe nicht, warum wir aus Menükarten auswählen dürfen, aber niemand in Betracht zieht, Variationen von Spitalhemden bereitzustellen», zitiert Stetter in ihrem Beitrag «Das letzte Hemd hat (noch) keine Taschen» eine Frau, die an einem Tumor erkrankt ist.

Viele todkranke Patientinnen und Patienten lagern persönliche Dinge gerne im Bett. «Koffer packen» wird dieses Phänomen genannt. So kam Stetter auf die Idee, ihrer Mutter einen Fahrradkorb mitzubringen. Dieser lässt sich mit einem Griff an der Bettinnenseite einhängen und beliebig verschieben. Als improvisierte Notlösung wurde der Fahrradkorb so zum Bettschrank.

Eigens für das Lebensende gestaltete Produkte sind Mangelware. Die Designerin entwirft darum individua-

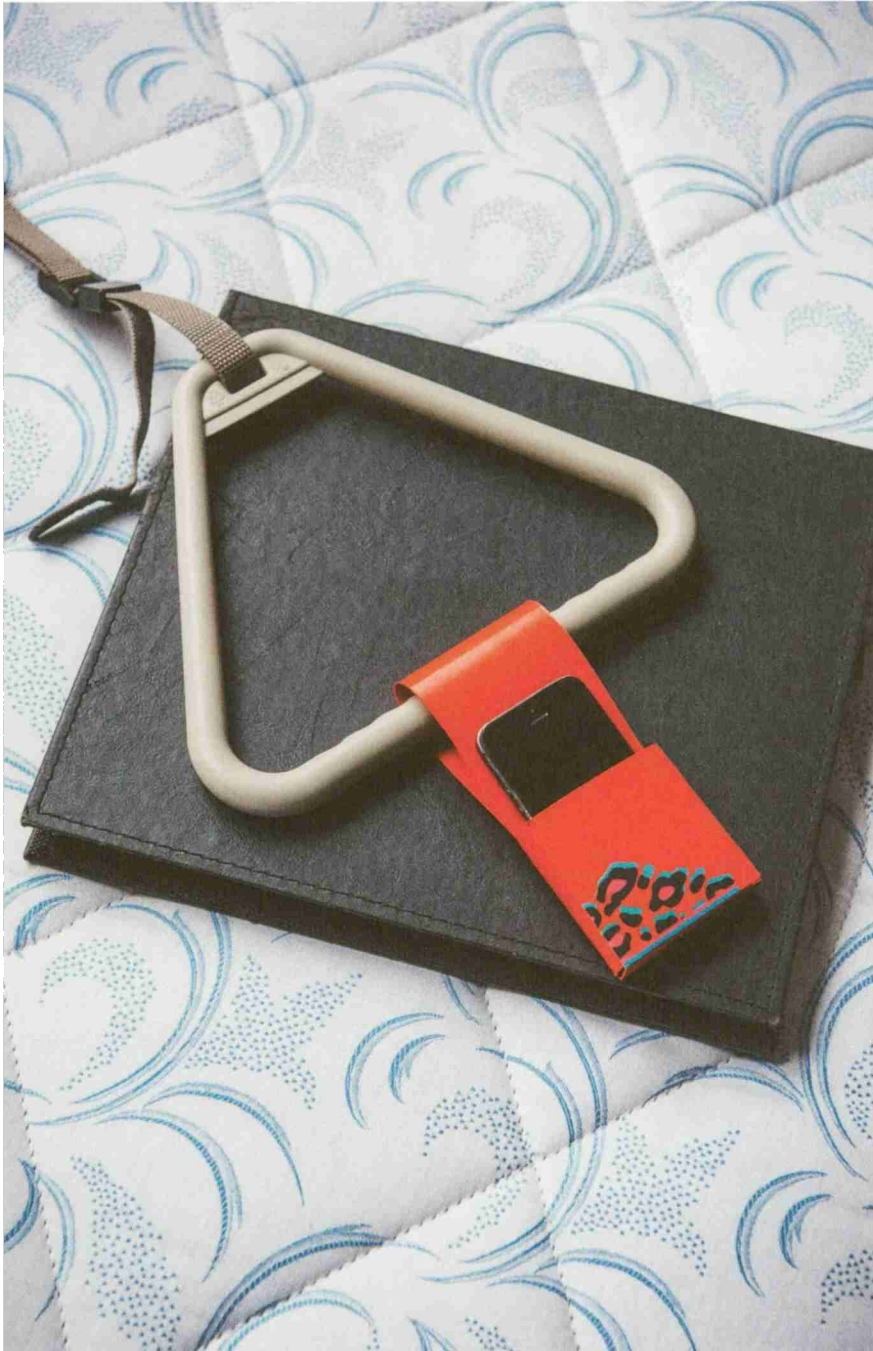
lisierbare Stücke, die den Alltag in der Palliativabteilung vereinfachen. Eine Kleinserie von Produkten und Pflegehemden steht in den Startlöchern. Stetter hat sie am «Hallo Tod»-Festival erstmals präsentiert.

Das Ende gestalten

Von der Prämisse ausgehend, dass Sterben eine Reise ist, kann ihr Hemd auch als Reisehemd verstanden werden: Man trägt es im Alltag als weit geschnittenes Kleid oder Kimono, bis es für die letzte Reise umgedreht wird. Erst jetzt liegen die Knöpfe, die sonst hinten sind, auf der Vorderseite. Angefertigt aus biologischer Baumwolle und in natürlichen Farben wie Bordeaux, Weiss und Taubenblau wirkt das Kleid zeitgemäss und verliert seinen Schrecken als «Krankenhemd». Seine Verpackung erinnert an eine Nackenrolle und kann auch als solche gebraucht werden. «Somit lässt sich selbst entscheiden, wann man das Hemd hervorholen möchte», erklärt Stetter.

Basierend auf dem «Koffer packen»-Phänomen hat die Forscherin zudem individualisierbare Module aus bedrucktem Karton entwickelt. Daraus lassen sich Boxen für persönliche Gegenstände, Handyhalter oder eine Licht- und Duftlaterne falten. Diese Laterne lässt sich am Bettgriff befestigen und ist so nahe bei der kranken Person. Dadurch erhält der Griff wieder eine Funktion, denn oft sind Schwerkranke so schwach, dass sie sich daran nicht aufrichten können.

Stetter möchte das Thema Reisen in Bezug auf die Entwicklung und Vermarktung ihrer Produkte weiterverfolgen. In ihrer Feldforschung ausbauen möchte sie auch das Co- und Do-it-yourself-Design, bei dem Patienten und die Pflege gemeinsam Dinge entwickeln oder individualisieren. So soll der «Raum der Stille» im Waid-Spital demnächst zum «Care-Atelier» werden. Dieser ruhige Ort des Tuns soll dazu da sein, bei Care-Produkten selbst Hand anzulegen – abseits vom Druck der Hochleistungsmedizin, gegen die sich die Palliativpflege zur Wehr setzt. ●



Ein Produkt für das Lebensende: Dank dem Smartphone-Behälter am Triangelgriff bleiben Sterbende mit Ihren Angehörigen in Kontakt – viele sind zu schwach, um den Nachttisch zu benutzen.

Sprache, Pflege, Religion und Design
Sterbe-Settings konzentrieren sich im Rahmen der Palliative Care auf die letzte Phase des Lebens. Im gleichnamigen Forschungsprojekt, das vom Schweizerischen Nationalfonds von 2020 bis 2023 finanziert wird, stehen die institutionelle und die persönliche Ausgestaltung und Begleitung im Zentrum. Es gibt vier Perspektiven: Sprache, Pflege, Religion und Design. Die qualitative Datenerhebung erfolgt in Zusammenarbeit mit dem Zentrum Palliative Care des Stadtspitals Waid in Zürich. Das Team setzt sich aus neun Forschenden der Berner Fachhochschule und der Zürcher Hochschule der Künste zusammen. Unter der Leitung der Kulturwissenschaftlerin Corinna Caduff verschränkt es bisher voneinander isolierte Fachperspektiven. Eine Tagung im März zeigte auf, dass Fragen des Designs am Lebensende grosse Relevanz haben. www.sterbesettings.ch